

2.2 Epistemologische (Ver-)Ortungen: Situiertheit und Partialität von Wissen

»Feminist objectivity means quite simply *situated knowledges*.«

(Haraway 1991: 188, *Herv.i.O.*)

Am Anfang dieser Forschungsarbeit steht die Frage danach, wie sich Wissen formiert und in welchen gesellschaftlichen Verhältnissen. Im Anschluss an Haraway ist Wissen historisch und kulturell situiert (vgl. 1991): Das Erkenntnissubjekt ist innerhalb dieses (Wissens-)Geflechts situiert und stellt keine unabhängige Größe dar (vgl. Balke 2014), sondern ist innerhalb dieser Konstellationen zu verorten. Eine Forschungsperspektive ist damit »partiell« und Teil von Wissens- und Forschungskulturen, innerhalb derer Wissen produziert wird (vgl. Haraway 1991: 183). Feministische (Wissenschafts-)Kritik zeichnet sich durch eine Sensibilität und Reflexivität gegenüber theoretischen Generalisierungen wie auch den Bedingungen der eigenen Begrifflichkeiten aus (vgl. Thiessen 2008:37).³ Die sozio-historischen Konstruktionsbedingungen einschließlich ihrer identifizierenden und ausgrenzenden Logik zu adressieren, bildet einen Ausgangspunkt feministischer Forschung und Theoriebildung, um in der Auseinandersetzung mit Phänomenen und ihrer Komplexität »die Einbindung wissenschaftlicher wie alltagspraktischer Entscheidungen« (Sturm 2007: 72) zu kontextualisieren und zu reflektieren. Das verlangt auch eine Reflexion erkenntnistheoretischer, das heißt wissen-konstituierender, Grundlagen des eigenen (forschenden) Vorgehens und Handelns. Forscher*innen sehen sich damit vor die Aufgabe gestellt, ihre Anliegen, Zugänge und Modelle in Wissenschaftsgeschichte(n) einzuordnen, um deren Entstehungsverhältnisse auf ihre Konstruktionen (und Legitimationen von Differenz bzw. Hierarchien) hin zu befragen (vgl. Hark 2001). So werden Gegenstände und Ereignisse nicht als voneinander Getrennte nebeneinandergestellt, sondern in ihrer Relationalität sowie Gebundenheit an Körper und (soziale) Umwelten analysiert⁴: »Wissensproduktion vollzieht sich in sozialen Strukturen, sodass jede Erkenntnis, ob in Wissenschaft oder Alltag, in Forschung oder Gestaltung, eine situierte ist« (Sturm 2007: 75) – wie auch ihre Erkenntnisträger*innen innerhalb von Wissensgefügen positioniert sind. Es geht mit anderen Worten darum, im Spannungsfeld zwischen wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse und politischer Praxis zu operieren – dieses Spannungsfeld, so ist historisch betrachtet deutlich geworden, erfordert eine stetige Praxis der Selbstreflexion, in der nicht nur Erkenntnis- und Subjektpositionen markiert werden, sondern auch zur Selbstverständlichkeit gewordene Fundament immer wieder befragt werden (Becker-Schmidt/Knapp 2011: 8). Jede Forschungspraxis ist mithin, so formuliert Haraway, als ein »cautionary tale about the

3 Dies kann auch als ein Umgang mit »symbolischer Gewalt« in Herrschaftsstrukturen verstanden werden, indem hegemoniale Strukturen der Wissenschaft und der Produktion von Wissen adressiert werden (vgl. Schmidt 2014).

4 Dies spiegelt sich auch in der kritischen epistemologischen Diskussion um die Bedingungen von Wissen(-schaft) in (neu-)materialistischen Beiträgen, die im Folgenden durch ihren expliziten Einbezug von Körpern und Materialität als agentielle Kräfte von Relevanz werden.

evolution of bodies, politics, and stories« (1991: 1) zu betrachten.⁵ Haraway betont Wissen als verkörpert/körperlich und partiell/situiert und mit Verantwortung verbunden.⁶ Dieser reflexive Fokus legt die Bedingungen und machtvollen Prozesse des »meaning-making« frei, fragt also danach, was Wissen und wissen (je) konstituiert und wie dieses »Wissen« verstanden, analysiert, konstruiert, angewendet, begründet, theoretisiert, kritisiert, validiert – ko-konstruiert – wird (vgl. Wickramasinghe 2010: 39).

Feministische Kritik verweist dabei darauf, dass Wissen durch die Subjektivität ihrer Produzent*innen nicht nur geprägt, sondern hervorgebracht wird – und zwar in diskursiv-materiellen Praktiken, in denen Erkenntnissubjekte Teil der Phänomene sind, die sie untersuchen.⁷ Die Subjektivität der Forscher*innen ist dabei zu verstehen als Pluralität, als »multidimensionale Topographie«, die widersprüchlich und unabgeschlossen, unzulänglich und verletzlich, uneinheitlich und nicht voraussetzungslos ist (vgl. Haraway 1991). Situierte Forscher*in sind in ein Feld von MachtWissen verstrickt, welches auch in sich mehrfach verschachtelt und teils widersprüchlich zu denken ist. Subjektivität ist entsprechend gekennzeichnet durch »crosscuts, intersections, overlaps, simultaneity, fragments, arbitrariness and continuing evolution« (Wickramasinghe 2010: 36). Durch die feministische Auseinandersetzung mit Epistemologien in ihrer performativen Kraft, sind neue Epistemologien entstanden, die betonen, dass Wissen (und wissen) unvollständig ist und – durch die ihre bedingenden und perpetuierenden Annahmen und Anliegen – nicht unschuldig (vgl. Haraway 1991). Nichtsdestotrotz, so Wickramasinghe, ist es unmöglich essentialisierende Entscheidungen zu umgehen: in ihrem epistemologischen Verständnis betont sie Essentialismen im Sinne Gyatri Spivaks als reflexive Strategie »as another way of meaning-making« (2010: 42) – beispielsweise in der Benennung von Frauen* in dieser Arbeit, durch die diese einerseits als solche bestimmt werden, andererseits wird die Heterogenität innerhalb dieser Kategorisierung adressiert und als Möglichkeitsraum von Selbstdeutungspraktiken und -positionierungen offen gehalten. Ausgehend von diesen Überlegungen, stellte sich im Forschungsprozess immer wieder die Frage nach der Angemessenheit gewählter Perspektiven und Begrifflichkeiten, um Phänomene zu beschreiben wie auch die Frage danach, wie die eigene Involviertheit analytisch reflektiert und inkludiert werden kann.⁸

-
- 5 Mit ihren Forschungen wendet sie sich gegen humanistische Groß Erzählungen, die tief in Rassismus und Kolonialismus verwurzelt sind, und strebt einen »cyborg feminism« (ebd.) an, der »vielleicht mehr dazu in der Lage ist auf spezifische historische und politische Positionierungen und permanente Partialitäten eingestimmt zu sein ohne die Suche nach wirkungsstarken Verbindungen aufzugeben« (ebd., Übersetzung LS). Sie fragt konsequent nach den Konstruktionen von »Natur« und »Erfahrung«: in kulturellen Prozessen in enger Verzahnung mit ethischen und epistemologischen Anliegen.
 - 6 Dies, um zu fragen, »zu welchem Zweck wir zu sehen lernen« (1996: 227). Für Haraway bedeutet dabei »Grenzen sichten« auch »Grenzen ziehen« – als eine ethische Forschungspraxis in der Auseinandersetzung mit möglichen Körpern und Bedeutungen.
 - 7 Zugespitzt findet sich dies in dem von Begriff der »Ethico-onto-epistem-ology«, wie er durch die Physikerin und feministische Theoretikerin Barad geprägt wurde und die Verschränkung eben dieser Dimensionen in der Forschungspraxis betont (vgl. Barad 2003. 2007).
 - 8 Vgl. dazu das Kap. Verstrickung.

2.2.1 Feministische Kritik und ihr Subjektbegriff

»We need the power of modern critical theories of how meanings and bodies get made, not in order to deny meaning and bodies, but in order to live in meanings and bodies that have a chance for a future.«

(Haraway 1991: 187)

Wie zuvor dargestellt, stellt feministische Kritik eine erkenntnistheoretische Position dar, die sich als kritische Praxis wie auch politisches Engagement versteht – insbesondere unter Berücksichtigung von Herrschaftsverhältnissen und mit einer intersektionalen Perspektive auf Geschlechterverhältnisse (vgl. Scheich 1996: 10).⁹ Grundlegender Kritikpunkt sind ›unmarkierte Erkenntnis- und Subjektpositionen‹ (ebd.: 22f.), welche vom Körper, von sozialen und ›natürlich-kulturellen‹ Umgebungen getrennt gesehen werden oder auch deren historisch-kulturelle Situiertheit nicht einbeziehen. Aus kritisch-feministischer Perspektive kulminieren Modernisierungsdynamiken in einer »Entmystifizierung des einheitlichen, identischen Subjekts« (1996: 14); Identitäten scheinen vielmehr »widersprüchlich, partiell und strategisch« (Haraway 1995: 165) – und damit erscheinen auch Subjekte als unabgeschlossen, verletztlich, uneinheitlich. So setzt feministische Kritik an den Dichotomien des modernen Gesellschafts- und Weltentwurfs an und markiert ent-historisierende und entmaterialisierende Tendenzen. Zugleich versteht sich diese Zurückweisung auch als politische Forderung und als Bewegung in einem »widersprüchlichen Kräftefeld von Kritik, Norm und Utopie« (vgl. Maurer 1996: 4, Herv.i.O.). Fragen, die sich dadurch stellen, sind:

»Wie verlaufen Linien für einen konzeptuellen Bezugsrahmen feministischer Theorie, dessen zentrale Kategorien die dichotomen Strukturen der Moderne nicht festschreiben? Und wie kann die Form der theoretischen Darstellung aussehen, in der die neuen Konstellationen von Metaphern und Technologien, von Dingen und Sprache, von Körpern und Repräsentationen in ihrer Bewegung, in ihrem historischen Gewordensein erkennbar werden?« (Scheich 1997: 17).

Wie hier deutlich wird, sollen sowohl dichotome Kategorisierungen befragt und in ihrem historischen Gewordensein kenntlich gemacht werden wie auch andere Formen der theoretisierenden Darstellung gesucht werden, welche die Gleichzeitigkeit und Prozesshaftigkeit dieser Konstellationen sichtbar und lebbar machen. Dadurch können auch deren Zusammenhänge verhandelt werden, die sich zwischen symbolisch-diskursiver und materieller Realität bewegen.

Ein Anliegen feministischer Forschung – im Anschluss an Foucault – ist, »eine Geschichte der verschiedenen Verfahren zu entwerfen, durch die in unserer Kultur

9 Das Erkenntnisinteresse speist sich mithin aus einer politischen und herrschaftskritischen Absicht, Ausgrenzungs- und Marginalisierungsprozesse in ihrer Genese, Logik und alltagsweltlichen Praxis zu beleuchten (vgl. Hark 2001; Thiessen 2008: 38).

Menschen zu Subjekten gemacht werden«¹⁰ (Foucault 1999: 161). In dieser Unterscheidung differenziert Foucault Weisen, durch die Menschen zu Subjekten werden: (wissenschaftliche) Untersuchungsverfahren, Teilungspraktiken und Weisen, in denen sich Menschen selber in Subjekte verwandeln. Da das »menschliche Subjekt innerhalb von Produktions- und Sinnverhältnissen steht« (ebd.: 162), sind alle drei Weisen der Subjektivierung zugleich in Machtverhältnisse verstrickt, die sich als materielle Anordnungen, Technologien und Praktiken zeigen.¹¹

Wie, so ließe sich hier weiterfragen, können jedoch innerhalb dieser MachtWissen-Verhältnisse neue bzw. andere Subjektivitäten entstehen, die hegemoniale Subjektivierungsformen zurückweisen? Diese Überlegungen führt Foucault in dem vielrezipierten Aufsatz zu Kritik weiter aus, in dem er eine kritische Haltung als »die Kunst nicht dermaßen regiert zu werden« (1992: 12) beschreibt. Übertragen auf das vorliegende Projekt und der Frage nach den diskursiven *und* nicht-diskursiven Praktiken des »doing biography«, kommt die Logik von Interaktionen in den Blick, bei der es sich, so Foucault, »um eine immerwährende Beweglichkeit, um eine wesenhafte Zerbrechlichkeit: um eine Verstrickung zwischen Prozeßerhaltung und Prozeßumformung« (ebd.: 39) handelt. Mit der Wendung zu subjektivierungs-theoretischen Auseinandersetzungen tritt dabei nicht nur die Prozessualität von Subjektivierungsweisen in den Fokus, sondern auch die Gleichzeitigkeit von »assujettissement« und »subjectivation«, durch welche das Subjekte im Spannungsverhältnis von MachtWissen zugleich als Unterworfenene und Produkt entstehen.¹² Untersucht werden also Formen der Macht, wie sie sich in diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken materialisieren, wie auch ihre subjektivierenden Selbstverhältnisse, in denen Subjekte sich gleichzeitig hervorbringen und unterwerfen. In diesem fortlaufenden Prozess der »Fragmentierung, Abspaltung und Neuzusammensetzung in Machtdiskursen [...] und] Überzeugungssystemen, die sich historisch in immer neuen Konstellationen herausbilden« (Beckers Schmidt/Knapp 2011: 134) entstehen Subjekte folglich als eine Vielheit von Subjektivitäten, die in spezifischen,

10 Diese Formulierung unterstellt ein »Wir« und ein Wissen um dieses Wir als geteilte Kultur. Feministische und insbesondere postkoloniale Kritik dekonstruieren dieses Wir in Anbetracht von historischen und fortdauernden Ausbeutungs- und Machtverhältnissen als eurozentristisch orientiert und rassifizierend (vgl. Castro Varela/Dhawan 2015). Durch diesen Widerspruch werden auch die Bedingungen von Wissensproduktion einer Reflexion unterzogen.

11 Als Voraussetzung einer Analyse dieser, um dann die Objektivierungsweisen des Subjekts zu untersuchen, erweiterte Foucault den Machtbegriff über juristische und institutionelle Modelle hinaus und verfolgte zugleich das Projekt, die historischen Bedingungen, die Begriffsbildungen fundieren genealogisch nachzuvollziehen: »Wir brauchen ein geschichtliches Bewusstsein unserer gegenwärtigen Situation« (ebd.: 162). Foucaults Vorgehen, »die Machtverhältnisse durch den Gegensatz der Strategien zu analysieren« (ebd.: 164), widmet sich Formen des Widerstands gegenüber unterschiedlichen Machttypen, um Positionen, Ansatzpunkte sowie Verfahrensweisen spezifischer Machtverhältnisse in ihrer jeweiligen Rationalität zu entschlüsseln.

12 In seinem Text zu Macht und Subjekt steht dies gebündelt: »Das Wort Subjekt hat einen zweifachen Sinn: vermittelt Kontrolle und Abhängigkeit jemandem unterworfen sein und durch Bewußtsein und Selbsterkenntnis seiner eigenen Identität verhaftet sein. Beide Bedeutungen unterstellen eine Form von Macht, die einen unterwirft, und zu jemandes Subjekt macht« (Foucault 1994: 246f).

teils antagonistischen oder widersprüchlichen Relationen, Verweisungs- und Verkettingsverhältnissen stehen. Wenngleich so einerseits die Prozessualität von Subjektivierung berücksichtigt wird, weist gerade feministische Kritik auf die Hartnäckigkeit bestimmter (Wissenschafts-)Logiken hin wie auch auf (historische) Ungleichheitsverhältnisse und Praktiken der Differenz im gesellschaftlichen Raum – sowohl institutionalisiert wie auch in Alltagspraxis eingelassen. Geschlecht bildet dabei – neben anderen Kategorisierungen – weiterhin eine Differenz(ierungs)kategorie, durch die Menschen subjektiviert werden.¹³ In dem Interesse an dem Verhältnis von Subjektivierungsprozessen und den Selbstverhältnissen, die darin zum Ausdruck kommen, hat diese Arbeit ihren Ausgangspunkt. Wenn, wie eben postuliert, das Selbst eine Vielheit von Subjektivitäten kennzeichnet, die in Praktiken als spezifische Selbstverhältnisse zum Ausdruck kommen, markiert dies den Ort dieser Untersuchung: die (Selbst-)Praktiken.

Gegenstand dieser Arbeit ist die ästhetische, (tanz-)kulturelle Praxis des Improvisierens, die als diskursiv-materielles Phänomen mit Blick auf die Konstruktion von Biographien erforscht wird. Da dies in einer Gruppe stattfand, die alle als Frauen* positioniert sind und dies auch fortwährend selbst tun, war die Dimension des Geschlechts in seinen sozialen Mechanismen und Praktiken ein zentraler Bezugspunkt. So war eine Fragerichtung, wie Geschlecht und Geschlechterverhältnisse sozial und performativ gemacht werden (vgl. Gildemeister/Wetterer 2002) und damit verknüpft, wie dieses Machen sich in Relation zu biographischer Arbeit am Selbst in den Praktiken zeigt. Geschlecht, so eine These, (ent-)steht im Spannungsverhältnis zwischen ontologisch-anthropologischen Setzungen und der »kollektiven Phantasie einer Gesellschaft«, die sich »als eigene Realität entfaltet« (Villa 2001: 17). Diese Dynamik zwischen Setzungen und Phantasien, die zu Realitäten werden (können) – sich materialisieren – bildet einen zentralen Bezugspunkt dieser Arbeit, insbesondere die Frage danach, wie genau sich Geschlecht und Biographie als performative (Subjektivierungs-)Praktiken erforschen lassen, wenn die Körperlichkeit bzw. vitale somatische Dimension des Sozialen und ihr Erleben zentral gesetzt werden.

Um die performative Dimension von Geschlecht als Praxis wie auch auf seine Bedingungsgefüge hin zu untersuchen, kann auf Butlers diskurstheoretischen und dekonstruktivistischen Ansatz rekuriert werden, in dem sie die Kategorie ›Frau‹ als diskursive Konstruktion herausarbeitet, die sich über iterative Zitationspraktiken performativ – das heißt wirklichkeitserzeugend – in Anrufungspraktiken innerhalb einer binären, heterosexuellen Matrix strukturiert und materialisiert (vgl. 1991; 1993). In ihrer kritischen Auseinandersetzung mit differenz- und identitätstheoretischen Überlegungen, dekonstruiert sie essentialisierende Geschlechterverständnisse nicht nur, sondern eröffnet mit ihrer Performativitätstheorie auch den Blick auf mögliche Subversionen des durch Normen konstituierten Raums lebbarer Identitäten und Subjektpositionen.¹⁴ Ein

13 Historisch und gesellschaftspolitisch betrachtet, entsprechen Geschlechterverhältnissen auch Macht- und Statusunterschiede (vgl. Scheich 1996: 26).

14 Gerade in dieser Reflexion und Befragung der Performativität von diskursiven Praktiken, die ihren Gegenstand als solchen konturieren und hervorbringen, wird deutlich, dass auch Forschende innerhalb der Historizität von (disziplinären und theoretischen) Diskursen und Praktiken verortet sind – und damit auch in Wissen/Macht-Konstellationen involviert sind, die Grenzziehungen voll-

Kritikpunkt an ihrer Analyse ist, dass sie »Selbst-Konstitutionsprozesse« nicht analysieren kann, weil sie den Begriff des Selbst nur in Verbindung mit autonomen Subjekten denken kann (vgl. Lorey 2017: 198); Lorey setzt hier mit ihrer immanenten Kritik an, um »die produktiven und kreativen Momente der Subjekte selbst zu betonen« und fokussiert die »Selbst-Konstitutionen« (ebd.: 212) von Individuen im Sinne von Selbstverhältnissen. Diese entstehen in und durch sprachliche und nicht-sprachliche Praktiken, als »Weisen, ›in der Welt zu sein« (ebd.: 213). Während diese Formulierung im Verlauf dieser Arbeit vor allem in Bezug auf phänomenologische Argumentationen leiblicher Perspektivität und Historizität gelesen werden wird, konturiert Lorey hier das Selbst als »ein individuelles, nie abgeschlossenes Ergebnis von Erfahrungen einer individuellen Lebensgeschichte« (ebd.) – und schafft damit auch Anschlusspunkte für biographische Konstruktionsprozesse, in denen plurale Erfahrungs(ge)schichten zu Sinngefügen konstruiert werden.

Weiter gehend wird im Rahmen dieser Arbeit jedoch auch aufgeworfen und verhandelt: Wie können diese Selbstverhältnisse als gelebte Existenzweisen auch in ihrer körperlichen Dimension erforscht werden?

Gerade in ihren späteren Schriften nimmt Butler vermehrt auch Bezug auf Körper in ihrer (prozesshaften) Materialität und Verwiesenheit auf andere/s. Sie entwickelt eine relationale Ontologie über den Begriff der Vulnerabilität, die sie als Verkörperung versteht, »weil Körper in Beziehung zu infrastrukturellen Unterstützungen (oder deren Fehlen) und sozialen und technologischen Netzwerken und Beziehungsgeflechten geformt und erhalten werden« (2016: 194). Diese Relationalität markiert einen weiteren Anknüpfungspunkt für die Frage nach Praktiken des ›doing biography‹ und der Bedeutung körperlicher Materialität in diesen.

In der erforschten Improvisationspraxis wird somit einerseits untersucht, wie sich Subjekte innerhalb des Gewebes von MachtWissen bilden, andererseits ermöglicht die Analyse der Bedingungen von Subjektivität(en) auch, Momente von Unstimmigkeit, des Widerstands, der kollektiven Aushandlung und der Umdeutung einzufangen. Mit Blick auf Körper wird so reflektiert, »was es heißt, einen historisch konstruierten Körper zu haben« (Haraway 1995: 166) – damit ist der Blick auf die »Komplizenschaft« (Scheich 1996: 14) gelenkt, die Macht und Wissen eingehen und machtvoll auch Wirklichkeiten konstituieren. Darüber hinaus stellt sich im Rahmen dieser Arbeit jedoch auch die Frage, wie sich die erforschten ›Frauen*‹ in der Improvisationspraxis erleben und interpretieren (können). Entsprechend ist eine Forderung auch, ›Weiblichkeit‹ als ein widersprüchliches Verhältnis zwischen kulturellen Repräsentationsfunktionen und historisch geprägten Erfahrungsweisen zu untersuchen (vgl. ebd.). Dies umso mehr, weil Geschlecht eine Repräsentation und eine Konstruktion ist, die »konkrete[...] [und] reale Implikationen für das materielle Leben von Individuen besitzt« (de Laurentis 1996: 60). Diese ›konkreten und realen Implikationen‹ werden durch den Bezug auf feministisch-materialistische Theorien und die Soma Studies einbezogen (vgl. Coole/Frost 2010; Dolphin/van der Tuin 2012; Alaimo/Hekman 2008; Gregor et al. 2018, Wuttig 2020a). Denn das Anliegen dieser Arbeit ist, Materialität bzw. Materialisierung und Körperlichkeit

ziehen, was innerhalb der des hegemonialen Raums der ›Wahrheit‹ anerkannt ist und sein kann (vgl. Foucault 1974).

als dynamische Prozesskategorien für die Analyse von Subjektbildung(en) und Sozialität fruchtbar zu machen. Hier ordnet sich die Arbeit in die Soma Studies ein, welche die vitale und eigensinnige Materialität von Körpern in der Untersuchung von Sozialität scharfstellen. Die Soma Studies sind als ein durchaus unterschiedlich akzentuierter Denkstil zu verstehen, durch den in kritischer Einstellung das Gewordensein und Werden von Körpern mikrophysisch untersucht und zugleich als durch MachtWissen geprägte Knotenpunkte sozialer Praxis zum Gegenstand macht (vgl. Wuttig 2020; Gregor 2020).

Die hier verknüpften Denkangebote konstituieren, informieren und mobilisieren diese Arbeit: Vor dem Hintergrund feministischer Wissenschaftskritik stellt diese Arbeit die Frage, wie Körperlichkeit und ihr leibliches Erleben systematisch in die Erforschung von Subjektivierungsprozessen integriert werden können und diese Dimensionen auch als agentielle Einflussgrößen für die Analyse von Selbstbildungsprozessen – im Sinne eines ›un/doing biography‹ – fruchtbar gemacht werden können.¹⁵ Dies insbesondere mit Bezug auf Erlebensweisen von Geschlecht und Alter(n), um soziale Ungleichheitsverhältnisse und Differenzkategorien in ihrer subjektivierenden Macht benennen und zugleich (herrschaftskritische) Momente des Widerständigen, des Sowohl-als-auch, des Trotzdem, des Überschusses einzuholen.

Vor diesem Hintergrund gilt es im Folgenden zu konturieren, wie Körper und Materialität im Rahmen dieser Arbeit konzipiert werden.

2.2.2 Ordnungsbildungen: Der Weg führt über den LeibKörper

»[S]o sind auch Körper [...] Wissensobjekte materiell-semiotischer Erzeugungsknoten. Ihre Grenzen materialisieren sich in sozialer Interaktion.«

(Haraway 1996: 241)

Körpersoziologische Auseinandersetzungen befassen sich mit dem Körper als sozial-diskursive Konstruktion wie auch als Produkt und Produzent sozialer Ordnung (vgl. Turner 1984; Gugutzer 2015, Gugutzer et al. 2017). Sie bieten damit einen Rahmen für die empirische Erforschung des gelebten Körpers in seinen sozialen Kontexten wie auch historisch-kulturell geprägten Erlebensweisen und Selbstverhältnissen. Soziologische Annäherungen streben dabei nicht an, *eine* richtige Erklärung für ein beobachtetes Phänomen zu finden,

»[v]ielmehr geht es darum, implizite Prämissen sozialer Anrufungen aufzudecken und auf diese Weise deren Gewordenheit, deren Machtabhängigkeit und deren Kontingenz aufzuweisen – und zugleich durch die Explikation der eigenen theoretischen Prämissen und methodischen Vorgehensweisen Möglichkeiten aufzuzeigen, soziale Tatsachen anders zu sehen, zu hinterfragen und auf dieser Grundlage vielleicht zu verändern« (Henkel 2018: 8).

15 Mit dieser Fragestellung setzt sich auch Gregor auseinander, indem sie nach der ›eigen_sinnigen Beteiligung von menschlichen Körpern an Sozialität‹ (2020: 131) fragt.

Es geht demnach einerseits um die Erforschung wirklichkeitskonstituierender Prämissen von Sozialität, andererseits auch um das Potential ihrer Transformation durch die Forschungspraxis selbst. Um genauer zu betrachten, wie Sozialität aus dieser Perspektive konzipiert wird, folge ich für eine differenzierte Betrachtung Lindemanns Konzeption einer mehrdimensionalen Ordnung des Sozialen. Ihr Vorhaben ist eine kritisch-reflexive Diskussion, die die Anforderungen an eine Sozialtheorie aufgreift und die darin »reflexiv historisch situierten« (2014: 11) Forschungen. Ihre These formuliert sie wie folgt:

»Wenn Menschen als verkörperte Akteure verstanden werden und materielle Artefakte bzw. nicht-menschliche Wesen in gleicher Weise an der Bildung von Ordnung beteiligt sind, wird akzentuiert, dass Ordnungsbildung nicht nur als ein rein sinnhafter, sondern auch als ein leiblicher bzw. als ein materieller und sinnlich-wahrnehmbarer Vorgang zu begreifen ist. Ordnungsbildung wird damit zugleich auch räumlich-zeitlich gebunden verstanden« (ebd.: 13).

Damit kommt die Konstitution von Sozialwelten in den Blick, dessen Bildungsprozesse als Grenzziehungsprozesse konturiert werden können und damit auf die Kontingenz dieser verweisen. Lindemann holt in dieser Denkbewegung die Genese und Wirkmacht von Natur-Kultur-Unterscheidungen ein und zeichnet sie (wissenschafts-)historisch nach, durch die sie auch auf die inhärente normative Dimension verweist.

Ausgehend von Helmut Plessners Positionalitätstheorie liegt ihrer These die Annahme einer exzentrisch-mitweltlich verfassten Leib-Umwelt-Beziehung zugrunde, in der deren Geschichtlichkeit und damit Kontingenz reflektiert wird (vgl. ebd.: 17f.). »Diese begreift die Operationsweise des Sozialen als Operation der Ordnungsbildung pluri-dimensional sich auf die Umwelt beziehender exzentrischer leiblicher Selbst« (ebd.: 84).¹⁶ Mit dem Begriff »erweiterter Weltoffenheit« formuliert Lindemann die Unbestimmtheit von Ordnungsbildung, dass also, wer oder was ein sozialer Akteur ist, nicht festgelegt ist (ebd.: 77ff.). Ordnungsbildung vollzieht sich in diesem Verständnis als »Strukturierung von Weltzugängen« (ebd.: 76), welche nicht auf die Bildung sozialer Ordnungen zu reduzieren ist, sondern ebenso Raum und Zeit, die Sachdimension und Symbole/Ausdrucksformen. Diese vier Dimensionen der Ordnungsbildung versteht sie als gleichursprünglich relevant und wechselseitig vermittelt (vgl. ebd.: 83).¹⁷

Für die Sozialdimension gilt durch die Annahme erweiterter Weltoffenheit, dass die Grenzen zwischen sozialen Personen und anderen Entitäten stets zu verhandeln

16 Plessner begreift, in Lindemanns Auslegung, »das moderne Naturverständnis und alle normativen Orientierungen als von Menschen gemacht. Damit wird der Mensch im Sinne einer allgemeinen ordnungsbildenden Kraft verstanden« (2014: 77). Das entscheidende Moment in Plessners Theorie sieht sie jedoch darin, »dass diese Sonderstellung des Menschen als ordnungsbildende Kraft selbst historisch situiert wird – als ein moderner Gedanke« (ebd.). Erst diese reflexive Wendung erlaube es unterschiedliche historische Ordnungen annehmen zu können und damit sei die Möglichkeit gewonnen, die Unbestimmtheit der Sozialdimension methodisch als Ausgangspunkt zu wählen (vgl. ebd.: 77f.).

17 Im folgenden Abschnitt werde ich ausschließlich auf die Sozialdimension eingehen, die hier ein Fundament für die Konzeption des Leibkörpers bildet; auf alle anderen von Lindemann angesprochenen Dimensionen beziehe ich mich im Rahmen der praxeologischen Analysen.

sind als Phänomen der Ordnungsbildung. Lindemann entwickelt den Grenzbegriff aus Plessners Theorie der Positionalität, in der Grenze zunächst dafürsteht, »dass und wie sich lebendige Körper von ihrem Umfeld bzw. Ihrer Umwelt abgrenzen« (ebd.: 85) und sich in der Grenzrealisierung selbst als auch ihr Umfeld (be-)merken (vgl. ebd.: 87). Vor dem Hintergrund Plessners Überlegungen tritt der lebendige Körper dadurch hervor, dass er »zu einem Selbst [wird], das spontan aus der eigenen Mitte, dem eigenen Zentrum heraus agiert« (ebd.).¹⁸ Hier werden Prozesse der Grenzziehung in ihrer ordnungsbildenden Kraft relevant, in dem sie den »Vollzug einer körperzentrierten Relationierung zwischen Körper und Umfeld« (ebd.: 89, Herv. LS) darstellen. Wie dies auch von anderen Phänomenolog*innen formuliert wird, bildet der lebendige Körper dabei den »Nullpunkt«, von dem »die Beziehung zum bzw. das Übergehen in das Umfeld aus[geht], und umgekehrt bezieht der Körper das Medium auf sich, insofern er das Übergehen des Mediums in den Körper ist« (ebd.)¹⁹.

Dieser theoretischen Konzeption folgend, lässt sich fragen, wie in der Sozialdimension die praktische Begegnung zwischen unterschiedlichen Körpern und auch zwischen lebendigen Körpern konzipiert ist.²⁰ Dies fasst Lindemann in Anlehnung an Fritz-Hoffmann (vgl. 2017a,) als *Berührung* – ein Begriff, durch den das »wechselseitige Aufeinander-Gerichtetsein und Sich-wechselseitig-Berühren« (Lindemann 2014: 93; vgl. auch Waldenfels 1997) zum Ausdruck kommt. Berührung, so entfaltet sie Fritz-Hoffmanns Ausführungen, sei für ein leibliches Selbst dann relevant, wenn es für die Aufrechterhaltung der je eigenen Grenzrealisierung von Bedeutung sei (vgl. ebd.: 92). Leibliche Selbstes zeichnen sich also durch ihre mitweltliche Bezogenheit aus: Dies geschieht nicht nur im »Spüren des eigenen Zustands, Wahrnehmen und Eigenaktivität«, darüber hinaus »erleben sie ihr Erleben« (ebd.: 97).²¹ Gerade durch diese Wendung konturiert Lindemann in ihren Ausführungen die Mitwelt als konstitutiv im exzentrischen Erleben verankert, indem sich leibliche Selbstes als Teil der Mitwelt erfahren, in der sie auch durch andere leibliche Selbstes berührt sein können. In diesem Verständnis der

18 Erst im zweiten Schritt, unter Einbezug der Theorie exzentrischer Positionalität, konturiert sich eine »Begrenzung des Kreises sozialer Personen« (ebd.).

19 Ein Beispiel wären Stoffwechselprozesse wie zum Beispiel Atmen. Vgl. hierzu Górska 2016.

20 In der Entwicklung der exzentrischen Positionalität und Mitwelt nach Plessner wird »[d]ie reflexive Struktur der zentrischen Positionalität [...] noch einmal reflexiv auf sich bezogen« (ebd.: 96). Es gehe um die Relationierung zur Umwelt und daher auch um die Dinge und anderen Selbstes der Umwelt. Lindemann legt Plessners Theorie exzentrischer Positionalität aus als »reflexive Rückwendung auf die Relationen der zentrischen Umweltbeziehung« (ebd.); Sie sei nicht als Anthropologie zu verstehen, vielmehr bedeute die Reflexivität der exzentrischen Positionalität eine »Selbstbezüglichkeit des leiblichen Selbst«, eine Bezogenheit »auf die Gegebenheiten des Umfeldes« sowie »auf die Reflexion der Berührungsbeziehungen mit anderen Selbstes« (ebd.: 97).

21 Hier unterscheidet Lindemann zwei mögliche Modi der Selbstbezüglichkeit. Erstens: »Ein Selbst kann sich als ein einheitliches dauerndes Selbst erleben«; zweitens: »Das Selbst ist ein aktueller Vollzug, das dauernde soziale Bezüge vermittelt« (ebd.). Im zweiten Fall wäre das exzentrische Selbst jenes, das sich über den »aktuelle(n) Vollzug der Vermittlung dauernder sozialer Bindungen« (ebd.) definiert und damit, so Lindemann, »gibt es kein Individuum, sondern nur aktuell erlebte Vollzüge der Herstellung von Verbindungen« (ebd.). Die zeigt sich in hohem Maße anschlussfähig an eine praxeologisch-phänomenologisch fundierte empirische Forschung, wie sich in Kap. SPÜREN I zeigen wird.

Mitwelt ist diese als offene (Sozial-)Struktur gekennzeichnet, da nicht abschließend zu klären ist, »welche Entitäten als Personen in einen je historischen Kreis der Mitwelt gehören« (ebd.: 99).

Damit, so die Argumentation Lindemanns, gibt es auch – im Gegensatz zur zentrischen Positionalität – keine »vorab festgelegten Sensibilisierungen für bestimmte andere Weisen des Sich-Richtens auf die Umwelt. Diese Sensibilität einzugrenzen und diese Grenzziehung zu stabilisieren, wird zu einer Aufgabe« (ebd.: 100). Berührungsrelationen sind demnach nicht vorab festgelegt: sie müssen im Vollzug als ordnungsbildend verstanden werden. Im Kontext der pluridimensionalen Ordnungsbildung ist die Sozialdimension dann auch durch ihre jeweilig im Vollzug gebildeten raum-zeitlich-sachlichen Umweltbezüge als Struktur und Berührungsrelationen zu verorten; das heißt, dass leibliche Selbste auch auf dingliche, atmosphärische oder imaginierte Umwelten bezogen sind. Dieses Moment des mehrfach unbestimmt Relationiertseins kann nur dadurch verhandelt werden, dass »die Akteure füreinander und voreinander zum Ausdruck bringen wie sie sich in diesen Dimensionen orientieren und wie ihre Sensibilität entsprechen zu gestalten ist« (ebd.).

Im Horizont dieser Ausführungen, konturieren sich historisch konkrete Mitwelten durch Grenzziehungsphänomene, die sowohl an die Realisierung von Selbst-Grenzen geknüpft sind als auch De/Sensibilisierungsordnungen herstellen. Lindemann argumentiert, dass leibliche Aktionszentren ihre eigene Erfahrung in die Form des Körpers bringen. Dabei stehen Leib und Körper in einem Verhältnis wechselseitigen Bedeutens:

»[Das] Wissen um den eigenen Körper bedeutet dem verkörperten Selbst, welche Form der gespürte Leib annehmen sollte. Die reflexive Bedeutungsbeziehung zwischen Leib und Körper erweist sich darüber hinaus als eine normativ verfasste Bedeutungsbeziehung« (ebd.: 106).

Hierdurch konturiert sich nicht nur die wechselseitige Beziehung von Körper und Leib, darüber hinaus wird an dem Rekurs auf Wissen auch deutlich, dass das Leib-Körper-Verhältnis durch sozio-historisches MachtWissen normiert und normalisiert wird (vgl. Keller/Meuser 2011; Landweer/Marcinski 2016a).

Lindemanns Konzeption der Dynamik von leiblicher Sensibilisierung und Desensibilisierung steht für gesellschaftliche Grenzeinrichtungen, welche als historische Formen der Mitwelt im Sinne von Ordnungsbildung stabilisiert werden (können). Damit fußt eine Analyse von Phänomenen der (sozialen) Ordnungsbildung »auf der leiblich-affektiven Dimension« (Lindemann 2014: 106.). Für empirische Forschung ist diese Dynamik insofern von Bedeutung, als dass Grenzziehungen zum Ausdruck kommen müssen, um beobachtbar und bedeutungsrelevant zu werden:

»Das Eingelassensein in Berührungsrelationen setzt von sich aus keine festen Grenzen, es gibt vielmehr die spontane Erfahrung des Berührtwerdens, die einer Stabilisierung bedarf. Diese erfolgt, indem die Beteiligten die spontanen Erfahrungen es Berührtwerdens dadurch im Sinne einer Grenzziehung stabilisieren, dass sie eine Ordnung für- und voreinander zum Ausdruck bringen. [...] Eine durch ihren Ausdruck stabilisierte Grenzen ist aber nicht endgültig fixiert, sondern kann immer wieder durch spontane Erfahrungen des Berührtwerdens irritiert werden« (ebd.: 104).

Berührungsrelationen stellen damit keine andauernden Grenzordnungen dar, sie sind praxis- und situationsspezifisch im Vollzug zu erforschen, denn leibliche Selbste befinden und erleben sich kontinuierlich in Grenzziehungsprozessen. In diesem Sinne sind leibliche Selbste mitweltlich verfasst, dadurch dass die leiblich-affektive Dimension als »materiale[r] Operator der Umweltbeziehung, des Wahrnehmens und Agierens« (ebd.: 123) immer wieder neue De/Sensibilisierungen entwickelt.

Zusammenfassend geht es in einem pluridimensionalen Prozess der Ordnungsbildung mit Lindemann um die praktische Gestaltung von Weltzugängen – unter der Annahme der Unbestimmtheit der mitweltlichen Leib-Umwelt-Beziehung und unter Berücksichtigung der Gleichursprünglichkeit von Raum-, Zeit-, Sach-, Symbol- und Sozialdimension. In Anwendung von Plessners Theorem erweiterter Weltoffenheit bilden sich Ordnungen im Vollzug als historisch-konkrete Mitwelten. Dies durch spezifische Berührungsrelationen, die sich vermittels Sensibilisierung bzw. Desensibilisierung realisieren. Leiblich-affektive Selbste sind damit konstitutiver Teil und Agens von Ordnungsbildung durch ihre Leib-Umwelt-Beziehungen.

Diese durch das Verfahren reflexiver Deduktion geschaffene Konzeption ist in und durch empirische Forschung zu befragen. Sie schafft für dieses Forschungsprojekt Anknüpfungspunkte, dadurch, dass leiblich-affektiv verfasste Selbste als Akteure von Ordnungsbildungen verstanden werden und die sich darin vollziehenden Grenzziehungsprozesse als Materialisierungen eben dieser Ordnungen zum Gegenstand werden. Prozesse der Ordnungs(um)bildung im Vollzug zu betrachten, heißt auch, sie in ihrer Performativität zu betrachten. Bevor die methodologischen und methodischen Schritte erläutert werden, um sich der Improvisationspraxis analytisch zu nähern, wird im Folgenden die leib-körperliche, d.h. sinnlich-materiale Konstituiertheit von Sozialität näher betrachtet. Dies wird durch feministisch-materialistische und (post-)phänomenologische Ausführungen gerahmt, die das Erleben des KörperLeibs (vgl. Jäger 2004) innerhalb von historisch-kulturellen Normativitäten reflektieren – im Rahmen dieser Arbeit insbesondere mit Blick auf vergeschlechtlichende Subjektivierungen (vgl. bspw. Scheich 1996; Waniek/Stoller 2001; Ahmed 2006; Landweer/Marcinski 2016a).²²

2.2.2.1 LeibKörper und Biographie

LeibKörper als existenziellen Ausgangspunkt zu setzen und als Erkenntnissubjekt zu instituieren (vgl. Abraham 2002; Gugutzer 2015), hat Konsequenzen: Einerseits wird dadurch der Begriff der Leiblichkeit analytisch relevant (vgl. Alloa et al. 2019), der den subjektiv erlebten Körper zum »Dreh- und Angelpunkt [...] [phänomenologischer] Wahrnehmungsanalysen« (Breyer/Dzwiza 2019: 244) bzw. seines »Zur-Welt-seins« (Merleau-Ponty 1966) macht. Andererseits wird Körperlichkeit reformuliert als »als prinzipiell offener, heterogener und unabgeschlossener Prozess« (Müller 2001: 138), der sich in körperlichen Praktiken als materielle Dimension von Sozialität erforschen lässt. Indem der

22 Der Begriff der Mitwelt ist dabei insofern instruktiv, als das phänomenologische »In-der-Welt-sein« (Heidegger) bzw. »Zur-Welt-sein« (Merleau-Ponty) dadurch die De/Sensibilisierungsdynamiken leiblicher Selbste aufgreift, die ordnungsbildend und ordnungsumbildend Einfluss nehmen können.

ge- und erlebte Körper als Leib als Medium für und Bedingung von Erfahrungen und Erkenntnissen gefasst wird, stellt der LeibKörper auch eine »Metapher für biographische Kontinuität« (Müller 2001: 128) dar. Dies findet sich insbesondere in Merleau-Pontys Verständnis des Leibs als »offene Struktur [wieder], die sich in der Kommunikation und im Austausch mit Dingen und anderen Körpern erweitert, verengt, begrenzt« (ebd.: 129f.). Gerade dies findet in neueren (post-)phänomenologischen und feministisch-materialistischen Arbeiten seine Fortführung, in dem die soziale und kulturelle Mit-Welt immer schon als »Teil der körperlich-subjektive[n] Erfahrungsdimension« (ebd.: 130) konzipiert werden (vgl. auch Landweer/Marcinski 2016b).

Bezogen auf das vorliegende Forschungsprojekt, das Biographisierungsprozesse zum Gegenstand macht, wurde im Verlauf der Forschungspraxis von Bedeutung, dass Biographieverläufe sich vergeschlechtlicht ereignen und (an)ordnen (Becker-Schmidt/Knapp 2011: 128). Hier wird deutlich, dass die forschende Betrachtung von vergeschlechtlichten Subjekten heißt, sie zugleich als solche zu subjektivieren als auch sie (politisch) sichtbar zu machen. Hier schließe ich an Dausien an, deren rekonstruktiver Zugang zu Geschlecht der methodologischen Prämisse folgt, »dass wissenschaftliche Kategorien ›Konstruktionen zweiten Grades‹ sind, die an Konstruktionen anschließen, welche auf der Ebene der Alltagswelt bereits bestehen« (2000: 97). Wie kann dann ein »konstruiertes Phänomen« untersucht werden, sodass bereits bestehende und wirkmächtige Kategorien nicht nur »reproduziert und reifiziert« (ebd.) werden? Es braucht eine Re-Konstruktion der Konstruktionsprozesse ›ersten Grades‹, die auch die Bedingungen und Kontexte analytisch einbeziehen, in denen diese sich vollziehen, ausbleiben oder transformieren.

In diesem Sinne stellen biographietheoretische Forschungsprojekte eine »empirische Basis für feministische Theoriebildung und die Kritik sozialwissenschaftlichen Wissens« (Dausien 2012: 157) dar. Vor dem Hintergrund der Diskussionen in der Geschlechterforschung wäre dann zu fragen, wie Geschlecht nicht nur als Differenzkategorie Eingang in Forschungsprozesse finden kann, sondern gleichermaßen als Existenzweise ernst genommen wird, mit der Forschende analytisch umgehen müssen, um nicht schlicht hegemoniales Wissens zu reproduzieren. Es braucht entsprechend eine kritische Reflexion von Identitäts- und Differenzdenken (vgl. Casale/Rendtorff 2008) und eine Auseinandersetzung mit Kategorien und Methodologien, insofern Geschlechtertheorien in ihrer Ausdifferenzierung und Vielschichtigkeit empirische Forschungen vor Herausforderungen stellt. Die soziale Konstruktion von Geschlecht führt stets auch eine biographische Dimension mit und wird durch biographietheoretische Methoden »als narrativ-biographische Konstruktion de- und rekonstruierbar« (Dausien 2012: 158). Die Aufgabe einer rekonstruktiven Geschlechterforschung ist damit »die Bedingungen, Wirkungsweisen und ›Logiken‹ sozialer Konstruktionsprozesse zu rekonstruieren, die gerade jene gleichzeitige An- und Abwesenheit der binären Geschlechterdifferenz ermöglichen« (ebd.: 161). Gerade biographische Forschungen können erfragen, wie Geschlecht im Rahmen biographischer Selbstkonstruktionen im gelebten Leben relevant wird – und ob überhaupt – und wie Geschlecht als Kategorie auch befragt, umgangen, reifiziert oder transformiert wird. So lässt sich Geschlecht biographieforschend als Existenzweise, in seiner interaktiven Konstruktion wie auch in Bezug auf kulturelle Muster der Geschlechterordnung betrachten (vgl. Gregor/Ruby 2018). Erst in der

Zusammenschau von Diskursen, Subjektivitäten, Praktiken und sozialen Verhältnissen lässt sich in empirischen Untersuchungen die Komplexität des ›doing biography‹ analytisch entwickeln.

Die Metapher des Möbiusbandes (Grozs 1994) kann dabei »den Prozess der Einkörperung von Sozialität« (Gregor 2020: 139; vgl. Wuttig 2020a: 120) veranschaulichen: Hier folge ich den Erkenntnissen von Vertreter*innen der Soma Studies, die mit dieser Metapher die Sozialität des Wissens und den Vorgang, durch den Sozialität verkörpert wird als ein wechselseitiges Durchdringungsverhältnis konzipieren. Mit dieser dynamischen Denkfigur können Diskursivität und Materialität als aufeinander bezogen analysiert werden, sodass Körper als materielle Akteure und in ihrer leiblichen Erlebensdimension in sozialen Praktiken analysierbar werden.

Wenn hier ein Bezug zu ›Geschlecht‹ in biographischer Forschung hergestellt wurde, dann, um die epistemologische Reflexivität dieses Forschungszugangs aufzuzeigen und dadurch bereits eingeführte begriffliche Setzungen und Be-Nennungen als ein Ringen mit Grenzziehungen zu verdeutlichen. Bezogen auf das Forschungsprojekt hieß das, auch eine Aufmerksamkeit auf flüchtige Momente des Widerstands zu lenken; Maurer spricht hier vom ›Aufblitzen‹ des Subjekts, in denen »sich Individuen im Prozess der Reflexion als Subjekte zu erkennen geben beziehungsweise sich als solche zu konstituieren versuchen« (2001: 105). Dieser Moment der Gleichzeitigkeit von Subjekt-Sein und der Reflexion dieses Seins wird in diesem Forschungsprojekt über die Betrachtung einer Praxis – einer Körperpraxis – erforscht. Positioniert innerhalb des Kräftefeldes von MachtWissen leuchten in den Praktiken sowohl Momente der Subjektivierung als auch der Entunterwerfung auf (vgl. ebd.; Maurer/Weber 2006). In feministischer Absicht formuliert Maurer den Anspruch immer wieder Spielräume wahrzunehmen, um »vereindeutigende Zuschreibungen und Identifizierungen aufzubrechen und bisherige Bezugskategorien [...] in der Schwebe [zu halten]« (ebd.: 109).²³

Um in diesem Prozess sowohl historisch-konkrete (weibliche) Subjektpositionen zu erforschen als auch das Nebeneinander, die Verwobenheit und (individuelle und kollektive) Verschiebungen hat sich dieses Projekt einer ästhetischen Praxis über den Verlauf von ca. vier Jahren gewidmet: Die Selbst-, Anderen- und Weltverhältnisse erscheinen darin als soziale Praxis, die in der Verschränkung praxeologischer, biographietheoretischer, phänomenologischer und materialistischer Perspektiven als Dis/Kontinuitäten analytisch ausdifferenziert werden. Denn, so die sozialtheoretische Annahme, sozialer Praxis ist notwendig ein Sich-Erfahren inhärent, insofern es wahrnehmende und erlebende Subjekte (und sei es das forschende Subjekt) gibt, die sich im Vollzug situativ als auch reflexiv realisieren. Konkret bezieht sich dieses Projekt einerseits auf weibliche*, also vergeschlechtlichte und vergeschlechtlichende, Subjektivierungsprozesse und andererseits auf das leibkörperliche Erleben dieser als historisch-konkrete Subjektivitäten. Dies in besonderem Maße unter Berücksichtigung der somatischen Dimension, durch welche die agentielle Kraft körperlicher Materialität als ein kontinuierliches Werden inkludiert wird.

23 Insbesondere auch, weil der Subjektbegriff historisch betrachtet kein geschlechtsneutraler ist (vgl. Maurer/Weber 2006: 109).

»[D]as, was Frauen[*] sind und tun (beziehungsweise sein sollen und tun sollen), gibt nicht nur Aufschluss über historische Verhältnisse und Entwicklungen, vielmehr kommt im Leben, am Körper der Frau(en) die andere Seite der Moderne zum Ausdruck, hat hier einen Ort« (Scheich 1996: 13). Wie hier anklingt, stellt der Körper – spezifischer der Frauen* Körper – einen Ort dar, an dem sich kulturelle (Selbst-)Bilder, Diskurse und Machtverhältnisse kreuzen und verschränken. Hier treffen gesellschaftliche und wissenschaftliche Diskurse mit Erlebensweisen und -wirklichkeiten aufeinander, die in einem spannungsreichen Verhältnis zueinander stehen²⁴ – »von Diskrepanzen und Widersprüchen, Übereinstimmungen und Überlagerungen« (ebd.: 15) durchzogen. Als analytische Brille für die Erforschung von Körpern in ihrer Materialität und ihrem vermittelten leiblichen Erleben kann das Bild der Diffraktion als situationsbezogene Erkenntnisform innerhalb von Differenzstrukturen herangezogen werden: d.h. einerseits werden Streuungsverhältnisse betrachtet, andererseits Ausschlüsse und Abweichungen als Erfahrungen dem Erkenntnisprozess als zugehörig begriffen (vgl. Haraway 1996). Weiterführend greift auch Barad in ihrer Performativitätstheorie auf dieses Bild zurück und konzipiert Diffraktion als onto-epistemologische Performativität (vgl. 2003; 2014).

2.2.2.2 Why matter matters: Der Agentielle Realismus Karen Barads als Heuristik

»[The term] ›material-semiotic actor‹ [...] is intended to highlight the object of knowledge as an active, meaning-generating axis of the apparatus of bodily production, without *ever* implying immediate presence of such objects, or what is the same thing, their final or unique determination of what can count as objective knowledge at a particular historical juncture.«

(Haraway 1991: 200, *Herv.i.O.*)

An dieser Stelle wird die Darstellung der epistemologischen ›Blickwinkel‹ durch forschungs-metho(dolog)ische Überlegungen Barads ergänzt, um Körper und andere Materialitäten als forschungsleitende Einflüsse in ihrer Prozesshaftigkeit zu kennzeichnen. An die Stelle von Reflexion tritt der Begriff der Diffraktion, der die Effekte gestreuter Differenzmuster einholt (vgl. Geerts/Van der Tuin 2016): »Diffraction does not produce ›the same‹ displaced, as reflection and refraction do. Diffraction is a mapping of interference, not of replication, reflection, or reproduction. A diffraction pattern

24 Angerer formuliert geschlechtliche Identitäten als »substanzielle Fiktion« (2019: 386) im Anschluss an psychoanalytische Lesarten. Auch wenn diese Lesart in dieser Arbeit nicht weiter verfolgt wird, bietet die von Angerer beschriebene Wechselwirkung von Phantasie und Material im Sinne von »Einbildungen in Ausbildungen (im Sinne eines morphologischen Werdens)« (ebd.: 387) Anschlusspunkte, um Subjektivierung auch als körperliches Werden zu betrachten.

does not map where differences appear, but rather maps where the effects of difference appear« (Haraway 1995: 70). An diesem ›mapping of intereference‹ schließt Barad (2003) an und entwickelt mit dem agentiellen Realismus eine Performativitätstheorie, die sie als ›Ethico-onto-epistemo-logie‹ (vgl. 2012a) versteht und die die konstitutive Verschränkung eben dieser Bereiche zugrunde legt. Sie selbst bezeichnet ihre Theorie als agentiellen Realismus (vgl. 2003: 2012), in dem sich Phänomene nicht nur auszeichnen durch »the epistemological inseparability of ›observer‹ and ›observed‹; rather, phenomena are the ontological inseparability of agentially intra-acting ›components‹« (2003: 815). Mit dem Begriff der ›Intra-Aktion‹ wendet sie sich gegen ein Verständnis von voneinander getrennten Entitäten, die als solche aufeinandertreffen und ›inter-agieren‹, sondern bezieht sich auf untrennbare, agentielle Verschränkungsdynamiken, die sich als Phänomene zeigen. Barad argumentiert, dass weder diskursive Praktiken noch materielle Phänomene ontologisch oder epistemologisch vorgängig sind; ihre Ausführungen zielen auf ein Neuverständnis von Materialität als Materialisierung, welches die Verbindung beider Ebenen anerkennt (vgl. 2003: 822; vgl. Hoppe/Lemke 2015):

»On an agential realist account, discursive practices are not human-based activities but rather specific material (re)configurings of the world through which local determinations of boundaries, properties, and meanings are differentially enacted. And matter is not a fixed essence; rather, matter is substance in its intra-active becoming – not a thing but a doing, a congealing of agency. And performativity is not understood as iterative citationality (Butler) but rather iterative intra-activity« (2003: 822).

Im Anschluss an Foucault und Butler entwickelt Barad in ihrem Begriff der Intra-Aktivität einen Vorschlag, um Materialität und Diskursivität als grundlegend verschränkt zu verstehen. Sie versteht Intra-Aktionen nicht nur als ontologisch und epistemologisch relevant, sondern betont die Unhintergebarkeit der Responsivität gegenüber den komplexen Verwobenheiten und damit auch die genuin ethische Dimension jeder Intra-aktion. Phänomene materialisieren sich durch intra-aktive Prozesse in einem Möglichkeitsfeld, dessen Spezifität nicht vorab bestimmt werden kann, sondern sich nur als »enactment« – als ein Tätigsein – performativ realisiert (ebd.: 826):

»The world is intra- activity in its differential mattering. It is through specific intra-actions that a differential sense of being is enacted in the ongoing ebb and flow of agency. That is, it is through specific intra-actions that phenomena come to matter – in both senses of the word. [...] The world is an ongoing open process of mattering through which ›mattering‹ itself acquires meaning and form in the realization of different agential possibilities« (Barad 2003: 817, Herv.i.O.).

Intra-aktivität beschreibt demnach immer einen Raum der Potentialität, in dem sich fortlaufend Materialisierungsprozesse vollziehen. In spezifischen Intra-aktionen entstehen Phänomene als situative und momenthafte Realisierungen. In diesem intra-aktiven Werden der Welt als phänomenale Agentialität, bilden Materie und Materialisierung zentrale Bezugspunkte ihres Denkens. Materie wird nicht passiv gedacht, vielmehr ist Materie etwas, »[that] feels, converses, suffers, desires, yearns and remembers«

(2012b: 59), sie ist ›agentiell‹ an Erkenntnisprozessen und an (situativen und prozessualen) Materialisierungen beteiligt (vgl. Barad 2007: 43).²⁵

Mit dieser Perspektive auf Phänomene als »entanglement of subject and object« (2012b: 52) wird die Unterscheidung dieser unterlaufen. Intraaktivität ist damit konstitutiv für Phänomene, wobei zu beachten bleibt, was in diesem Prozess ausgeschlossen wird und was dadurch erst in Erscheinung tritt – »what comes to matter« im doppelten Sinn (vgl. Hoppe/Lemke 2015). Barads Perspektive betont demnach eine grundlegende Relationalität, innerhalb derer Bestimmungen einen agentiellen Schnitt darstellen, der lokal und transitiv Phänomene kenntlich macht. Momente dieser Bestimmung nennt Barad ein »cutting together-apart« (ebd.): Diese Schnitte benennen »eine Entscheidung *innerhalb* der dem Phänomen inhärenten ontologischen (und semantischen) Unbestimmtheit« (Barad 2012a: 20). Diese Überlegungen entwerfen einen Horizont, in dem sich auch dieser Forschungsprozesse bewegt hat. Als Ethico-onto-epistemologie ist die Forschungspraxis ein dynamisches Werden, in dem sich materiell-diskursive Phänomene erst durch Schnitte – oder spezifische Re-Konfigurationen – innerhalb intra-agierender Relationalität als solche bilden. In diesem Sinne ist auch die Betrachtung von Geschlecht und Altern (vgl. Kap.4) als agentieller Schnitt in dieser Arbeit zu verstehen, durch die sich diese Dimensionen als spezifische Relata innerhalb eines relationalen Feldes unbestimmten Werdens als solche erst ausdifferenzieren und in diesem Zusammenhang ordnungsbildend wirken.

2.2.2.3 Geschlecht Er-Leben: Körperlichkeit und Biographie

An diese Überlegungen anschließend, bewegen sich auch epistemologische Diskussionen und Selbstreflexionen von Forschungssubjekten »im Spannungsfeld zwischen einem notwendig dezentrierten und relativierten Begriff des Erkenntnissubjekts einerseits und einem gleichzeitigen Festhalten an der Möglichkeit von Erkenntnis und einer grundsätzlichen Kritik von Gesellschaft andererseits« (Becker-Schmidt/Knapp 2011: 111). Dies umso mehr, da feministische Kritik (auch) das Anliegen verfolgt Räume für (utopische) Subjekte-im-Werden zu öffnen, (frei) zu halten und zu imaginieren.²⁶ Da-

25 Hoppe und Lemke stellen heraus, dass der Neue Materialismus Materie als aktiv, uneinheitlich und agentiell begreife und Materie einen Eigensinn und eine Handlungsmacht zudenke. Sozialität wird in dieser Konzeption ko-konstitutiv mit menschlichen Akteuren und als inter- bzw. intra-aktiv gedacht (vgl. 2015; auch Alaimo/Hekmann 2008; Coole/Frost 2010; Barad 2003). Sie betonen dabei, dass dies einen Unterschied zu praxeologischen Perspektiven darstelle, da Materialität damit keine ›stabilisierende Wirkung zugesprochen würde, sondern eine irritierende und intervenierende Kraft (vgl. 2015). Dagegen formuliert Garske kritisch mit Blick auf die ›Neuen‹ Materialismen, »dass mit der Überwindung des Humanen auch eine Sprachlosigkeit entsteht, aus der die Unmöglichkeit erwächst, real existierende Ungleichheiten und Ausbeutungsverhältnisse *zwischen Menschen* noch benennen zu können« (2014: 123, Herv.i.O.) und plädiert dafür, Materialismusbegriffe nicht nur posthuman, sondern auch »gesellschaftlich« (ebd.) zu denken.

26 Diese Fragen sind verknüpft mit dem ›kulturellen Apparat‹ Wissenschaft (vgl. Scheich 1996) und ihren sozialtheoretischen Annahmen. Wie wird Sozialität bestimmt? Wie werden darin Subjekte in ihren diskursiven und materialen Umwelten konzipiert? Und was wird im Vorgang der Bestimmung ausgegrenzt bzw. bleibt als das Andere jenseits des Horizonts? Dies in Auseinandersetzung mit und Verzweigung von unterschiedlichen Datensorten theoretischer und empirischer Art, die in einem wechselseitigen Verweisungsverhältnis zueinanderstehen (vgl. Kalthoff et al. 2008).

bei bleibt es immer wieder eine empirische Frage, wie genau sich Verschiebungen und Transformationen von Subjektivierungsformen in sozialen Praktiken vollziehen bzw. wie und in welchen Kontexten auch Räume des Werdens als solche entstehen.

Geschlecht stellt immer noch eine zentrale gesellschaftliche Subjektivierungsweise dar, welche in feministischen Forschungen auf ihre Bedingungen hin befragt wird bzw. als *Geschlechterverhältnis* analysiert wird (vgl. Becker-Schmidt/Knapp 2011). Insofern positioniert sich diese Arbeit mit der Frage nach *Geschlechter selbstverhältnissen* innerhalb bestehender (biographie-)theoretischer Diskurse – insbesondere in Rekurs auf phänomenologische und feministisch-materialistische Perspektiven als analytischen Zugang, was sich im Verlauf des Forschungsprozesses und durch die darin entstandenen Daten, Fragen, Aporien und Spannungsverhältnisse abgezeichnet und manifestiert hat.²⁷ Zugleich stellt diese Verknüpfung von Perspektiven eine Erweiterung dar, durch die die Materialität des Sozialen wie auch Körperlichkeit als Ko-Akteure sozialer Praktiken berücksichtigt werden. Biographisieren wird entsprechend weniger als Leistung eines einzelnen Subjekts verstanden, sondern als kollektive Praxis in diskursiv-materiellen Gefügen. Mit der Wendung von subjektzentrierten Annahmen zu sozialen Praktiken erscheinen auch menschliche Körper in anderer Weise, nämlich als »Bündel von Handlungen, Beziehungen, Verweisen und Bewegungen [...] in zeitlichen Metaphern, die den aktuellen Prozess betonen« (Müller 2001: 138). In dieser Weise sind die erforschten Körper nicht nur Erkenntnisobjekte, sondern auch Erkenntnis*subjekte* (vgl. Abraham 2002; Gugutzer 2015). Indem Körper als aktive Erkenntnisobjekte in Anschlag gebracht werden und auch die (Um-)Welt als aktiv postuliert wird, interagieren bzw. intra-agieren forschungspraktisch unterschiedliche »Aktanten«. Dabei, so die feministische Forderung, ist nicht nur der Prozess als solcher von Belang, sondern auch eine Aufmerksamkeit für das Verhältnis von Körpern und Bedeutungen: Mit dem Begriff des »materiell-semiotischen Akteur[s]« (Haraway 1996: 241) wird

»das Wissenobjekt als aktive, Bedeutung generierende Axis des Apparats der körperlichen Produktion [... beleuchtet], ohne jedoch jemals die unmittelbare Präsenz solcher Objekte zu unterstellen oder, was auf dasselbe hinauslief, eine von diesen ausgehende endgültige oder eindeutige Determinierung dessen, was zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt als objektives Wissen gelten kann« (ebd., Herv.i.O.).

Haraway führt hier mit dem Begriff des »Akteurs« einen Begriff ein, auf den auch praxistheoretische Zugänge rekurrieren, um die Aktivität von Dingen und Artefakten in sozialen Praktiken zu markieren sowie ihre Grenzbestimmungen in diesen. Körper als

27 Die beiden Zugänge erscheinen oft nicht selbstverständlich miteinander kompatibel, insbesondere durch die starke Zentrierung auf die subjektive Wahrnehmung und Erfahrung seitens der Phänomenologie und die Subjekt dezentrierende Bewegung in materialistischen Diskursen, die Sozialität durch den Bezug auf menschliche wie auch nicht-menschliche Akteure über performative Dimension unterschiedlichster »intra-aktiver« Materialitäten konzipieren. Es lassen sich jedoch vielfältige Spuren der wechselseitigen Auseinandersetzung nachvollziehen, die die phänomenologische Auseinandersetzung mit Erfahrung als historisch und kulturell situierte analytisch stark machen und die Dimension der Erfahrung auch für feministisch-materialistische Konzeptionen anschlussfähig machen (vgl. Scheich 1996; Stoller/Vetter 1997; Müller 2001; Jäger 2004; Ahmed 2006; Coole 2010).

Akteure zu verstehen legt eine doppelte Spur: einerseits wird die Materialität von Körpern als aktive, Bedeutung generierende Potentialität in Anschlag gebracht, d.h. sie treten als soziale Akteure auf; andererseits sind diese Körper von sozio-kulturellen Diskursen durchzogen und fortlaufend Subjektivierungsprozessen ausgesetzt. In diesem Prozessen bilden sie jedoch nicht nur einen Ort, an dem sich MachtWissen materialisiert, sie werden zugleich *erlebt*. Daher ist ein weiterer gewichtiger Strang dieser Arbeit diese Dualität von Körper-Sein und Körper-Erleben als Leib-Körper-Differenz analytisch fruchtbar zu machen (vgl. Jäger 2004; Lindemann 2017; Bedorf 2015). Körper sind in diesem Sinn einerseits materiell (stets im Werden), andererseits werden Körper als gelebte Körper leiblich erlebt. Der Leib bildet damit einen Ort der Vermittlung, der als eine Art Gedächtnis fungiert: Leiblichkeit ist sozial konstituiert wie auch konstitutiv für Selbstverhältnisse. Dieses Verhältnis von Körper und Leib wird in der Erforschung der Improvisationspraxis analytisch relevant, wie es im Folgenden entlang des Materials ausdifferenziert wird.

Nach dieser Darstellung sozialtheoretischer Annahmen und Positionierungen im Sinne einer Verortung, gilt es das method(olog)ische Vorgehen dieses Forschungsprozesses näher zu beschreiben.

Zuvor wurden biographietheoretische Zugänge in ihrem primären Umgang mit narrativen Daten dargestellt, wohingegen die Fragen nach dem ›doing biography‹ auch die Frage aufwirft, *wie* sich Biographisieren konkret vollzieht – insbesondere als soziale, leib-körperliche Praxis. Einen ersten Zugang bietet die Arbeit von Dausien und Kelle (2005), die ethnographische und biographische Forschung aus methodologischer Perspektive ins Verhältnis setzen. Dies findet eine Erweiterung durch praxeologische Zugänge, die die Möglichkeit eröffnen, Sozialität in ihrer praktischen Genese durch vielfältige Akteure und als performative Vollzugswirklichkeiten zu erforschen. Dies wird im folgenden Kapitel näher ausgeführt.

2.3 KREISEN I

»[A]ny consideration of research methodology is both a theoretisation on knowledge and a theory of knowledge production«

(Wickramasinghe 2010: 3)

»Jede methodologische Entscheidung – im Sinne theoretischer Begründung methodischer Schritte – ist zudem in einem Aushandlungsfeld zu treffen zwischen der Objektwelt des wissenschaftlichen Gegenstands und der Position der forschenden Subjekte, von der aus Ziele, Zwecke und Mittel der wissenschaftlichen Praxis bestimmt werden.«

(Sturm 2007: 45)

Im Rahmen dieser Arbeit wird Improvisierens als soziale Praxis vor dem Hintergrund des ›doing biography‹ erforscht. In dieser Perspektive wird Improvisation als diskursiv-materielle Vollzugswirklichkeit – oder, mit dem begrifflichen Instrumentarium Barads, als intra-aktives Phänomen – untersucht. In diesem Sinne wird auch die Erlebensdi-